

Jahreskursvergleich

ARSENICUM

Schon wieder will einer aus unserem Jahreskurs, nämlich Doktor P., ein hohes politisches Amt haben. Studienkollege Jürg, ebenfalls Hausarzt, ist davon genauso genervt wie ich. Und überzeugt, dass dieser Schleicher, Schleimer und Schieber es schaffen wird. Wir hecheln unseren Jahreskurs durch: Viele der Absolventen sind heute prominent. Dass G. ein international gefeierter Forscher werden würde und St. ein grosser Chefarzt, war schon im Studium klar – bei ihrem Mix von Ehrgeiz, brillantem Intellekt, Diplomatie und Durchsetzungsvermögen. Neidlos anerkannte man sie im Studium und freut sich auch noch heute für sie und mit ihnen mit, wenn man von ihren Erfolgen liest. Sogar der kleine K. ist ein halbwegs erfolgreicher Chirurg geworden, trotz dissozial-narzisstischer Persönlichkeitsakzentuierung, Flaschenböden-Brille und One-Dollar-Brain. Vermutlich wegen seiner Million-Dollar-Hands und seiner mächtigen Herkunftsfamilie. Kollegin S., bei der bis heute nicht klar ist, welche sexuelle Orientierung sie hat, wurde durch die plastische Chirurgie zu einer attraktiven Frau und dank eigener Arbeit zu einer sensationell verdienenden Frauenärztin. Kollegin B. heiratete einen vielversprechenden Mann zwei Jahreskurse unter uns und ist nun eine Kunst sammelnde Chefarztgattin der Goldküste. Kollegin A., die sich schon im Studium nicht scheute, unseren Professoren die Kutteln zu putzen, erfüllte bis auf ihre Liebe zu ihrem Ehemann, zu den gemeinsamen Kindern und zum Schuhekaufen kein weibliches Klischee, sondern machte eine verrückte, erfolgreiche Topkarriere, um die wir sie beneiden. «Und wo stehen wir?», fragte Jürg. «Wir sind nicht so genial wie G. und St., aber auch nicht dumm. Manuell sind wir fast genauso geschickt wie der kleine K. und S., fleissiger als B., nicht so brutal-direkt wie A. Aber alle verdienen besser, alle sind berühmter und keiner arbeitet mehr als wir beide. Wo bleiben unsere «Glory, Fun and Money?» «Möchtest du mit Homestory in der «Schweizer Familie» oder «Schweizer Illustrierten» stehen?», feixte ich. «Jömerau! Unsere abgewetzte Ledercouch, auf der meine Frau Rosamunde Pilcher liest, müssen nicht 232 519 bis 745 000 Leser sehen!», kicherte Jürg. «Oder dich täglich mit Verwaltung und Betriebswirten herumärgern? Intrigen neidischer Kollegen durchleiden? Patzige, sich überschätzende Pflegefachleute in ihre Grenzen wei-

sen?» «Nein! Aber mehr verdienen möchte ich manchmal schon.» «Aber wann willst du es ausgeben? Und für was? Eigentlich haben wir doch alles, was wir brauchen. Als Reicher musst du dir Sorgen um Geldentwertung, -anlagen und Entführungsrisiko machen.» «Ich nicht – meine Familie braucht alles auf», grinste Jürg. «Wir haben am meisten «Fun!», sagte ich. «Nämlich interessante Arbeit, menschliche Begegnungen, Anerkennung, Erfolge, Sinnhaftigkeit ... Für unsere Patienten und ihre Familien, in unserem Quartier sind wir doch die Grössten. Werden an den Stammtisch gebeten. Sind so bekannt, dass wir im Grossverteiler in der Nachbarstadt einkaufen, um nicht Zwischenanamesen und Dankesbezeugungen an der Käsetheke ertragen zu müssen. Nobelpreiskandidat G. mag den Morbus G. erforschen – aber wir sind es, die diese Neuerkrankung bei einem Menschen diagnostizieren! Unsere Patienten sind es, die wir unseren Jahreskurs-Promis für weitere Diagnostik und Therapie zuführen. Ohne uns hätte G. keine Forschungssubjekte. Der kleine K. hätte niemanden auf dem OP-Tisch, Kollegin B. keine Härtefälle, für die sie Charity-Bälle organisieren darf. Chefarzt St. quält unsere Patienten mit Chemotherapie, heilt sie aber nicht – und muss motzige, der Alternativmedizin anhängende Meuterer aus dem Pflegedienst geduldig zur Mitarbeit motivieren. Wir Hausärzte aber diagnostizieren, entscheiden, beraten, handeln, begleiten, trösten und betreuen. Wir sind der eigentliche Arzt, der alle Fäden in der Hand hat, an den der Patient sich wendet – und seine ganze Familie. Und wir können unsere Mitarbeiterinnen feuern.» «Hört sich gut an, unser Hausarztjob», sinnierte Jürg. «Da sollten wir ja fast noch etwas daran zahlen, um ihn machen zu dürfen.» «Tun wir doch! Geld und Zeit! Jedes Jahr mehr. Der Ärger nimmt zu. Die Hausarztztätigkeit wird immer unattraktiver!», polterte ich wie Kollegin A. «Aber tauschen möchte ich nicht, mit niemandem.» «Auch nicht mit P.?» «Schon gar nicht! Er ist als Politiker mitverantwortlich für vieles. Lass ihn uns abwählen.» Jürg schüttelte den Kopf. «Diese Qualle bringst du nicht weg. Er schwimmt höchstens mit, wenn ihn die Strömung wegtreibt.» «Nun, zumindest nesselst er nicht in meiner Praxis herum!», seufzte ich erleichtert. «Noch sind da nur meine Patientinnen und Patienten, selbst gewählte gute Mitarbeiter und ich, der Chef. Überarbeitet, unterbezahlt und glücklich im Job.»

